



Zwischen Meinen und Wissen

Glaube hat nichts mit alternativen Fakten zu tun

von Thomas M. Schmidt

Welchen Stellenwert hat der Glaube im Bereich der menschlichen Überzeugungen? Wie verhalten sich Wissen und Gewissheit zueinander? Die moderne Wissenschaft wird oft mit Faktenwissen gleichgesetzt, doch ohne die Reflexion über die Welt ist Wissenschaft nicht denkbar. Sie findet z. B. statt in der Religionsphilosophie.

Jeder vierte Deutsche leidet an Flugangst; die Panik, in ein Auto einzusteigen, dürfte deutlich geringer verbreitet sein. Flugzeuge sind, laut Verkehrsstatistik, das sicherste Verkehrsmittel. Am gefährlichsten ist es, das Auto zu benutzen. Die meisten Menschen, die an Flugangst leiden, würden die Verkehrsstatistiken nicht anzweifeln. Dieses Wissen lindert aber

nicht ihre Ängste. Wissen allein schafft also offenbar keine Sicherheit. Statistiken, Fakten, wissenschaftliche Ergebnisse gar nicht erst zur Kenntnis nehmen zu *wollen* oder gar ihre Gültigkeit grundsätzlich zu *bestreiten*, scheint ein sich immer stärker verbreitendes gesellschaftliches Phänomen zu sein. Den vermeintlichen *Fake News* werden *alternative Fakten* entgegeng gehalten. Systematisch erworbenes, nachprüfbares Wissen genügt offenbar nicht, um festgefahrene Meinungen zu erschüttern.

Wissen seit Platon klar definiert

Seit der Antike arbeitet die philosophische Erkenntnislehre mit einer Unterscheidung zwischen bloßer Meinung, *doxa*, und Wissen, *episteme*. Wer eine Überzeugung vertritt, hält etwas für wahr; zum Wissen gehört aber zusätzlich,

Bereits die Philosophen des antiken Griechenlands haben die Unterschiede zwischen Meinen und Wissen klar definiert. Hier Raffaels Gemälde »Die Schule von Athen«, in dessen Mittelpunkt Platon (links in Rot) und Aristoteles stehen. Das Fresko verherrlicht im Sinne der Renaissance das antike Denken als Ursprung der europäischen Kultur, ihrer Philosophie und Wissenschaften.

dass diese Überzeugung auch tatsächlich wahr ist. Aber auch eine wahre Überzeugung allein ist noch kein Wissen. Wir müssten sonst sagen, dass der Kandidat einer Quizshow, der die Antwort B aus mehreren angebotenen Möglichkeiten auswählt und damit zufällig richtigliegt, wirklich *weiß*, dass B die richtige Antwort ist. Etwas lässt uns hier zögern: Der Kandidat könnte die richtige Antwort nur geraten haben, dann hätte er sie nicht wirklich gewusst. Wissen liegt erst dann vor, wenn der Kandidat auch gute Gründe angeben kann für die Überzeugung, B sei die richtige Antwort. Als Wissender muss er seine wahre Überzeugung auch begründen können. So lautet denn auch die klassische Definition des Wissens seit Platon: Wissen ist wahre gerechtfertigte Überzeugung. Erst wenn diese drei Elemente gegeben sind, wenn eine Überzeugung vertreten wird, die gerechtfertigt

Nach William James (1842–1910), einem Vertreter des amerikanischen Pragmatismus, gibt es unter Umständen auch dann ein Recht zu glauben, wenn ausreichende Belege fehlen.



und zugleich wahr ist, sollten wir von Wissen sprechen.

Was sollen wir aber von Überzeugungen halten, die zwar gerechtfertigt sind, aber nicht wahr? Der Kandidat der Quizshow hatte vielleicht gute Gründe, B für wahr zu halten, seine Antwort war trotzdem falsch. Gerechtfertigte, gut begründete Überzeugungen können also unwahr sein. Aus dieser Spannung lebt der wissenschaftliche Fortschritt. Was die Gemeinschaft der Forschenden zu einem bestimmten Zeitpunkt für wahr hält, kann durch bessere Einsichten widerlegt werden. Das Phänomen der gut begründeten Überzeugung, die mehr ist als bloß dahingesagte oder stur vertretene Meinung, aber auch weniger als gesichertes Wissen, bringt den Begriff des Glaubens ins Spiel.

Glauben ist subjektive Gewissheit

Glauben heißt nicht wissen. Glauben bedeutet aber auch mehr, als bloß eine Meinung zu vertreten. Kant hat in der Erkenntnislehre seiner *Kritik der reinen Vernunft* genau zwischen Meinen, Glauben und Wissen unterschieden. Für Glauben und Wissen gibt es im Unterschied zur bloßen Meinung rechtfertigende Gründe. Für Meinungen mag es empirische Gründe geben, etwa Motive oder Interessen, die sie hervorrufen, aber keine normativen Gründe, die sie rechtfertigen. Was Glauben und Wissen voneinander unterscheidet, ist, dass es für das Wissen objektive Gründe gibt, für den Glauben nur subjektive. Objektive Gründe sind solche, die die Wahrheit einer Überzeugung belegen. Was aber sind subjektive Gründe? Was unterscheidet den Glauben von der grundlosen Meinung? Nach Kant ist es die Bereitschaft zu wetten. Wer für eine bestimmte Überzeugung bereit ist, einen Einsatz zu wagen, etwas aufs Spiel zu setzen, zeigt damit, dass sie einen bestimmten existenziellen Wert für ihn besitzt. Der Einsatz, das Wagnis zeigt, dass der Glaube im Unterschied zur wankelmütigen Meinung mit einem tief sitzenden Gefühl der Gewissheit verbunden ist.

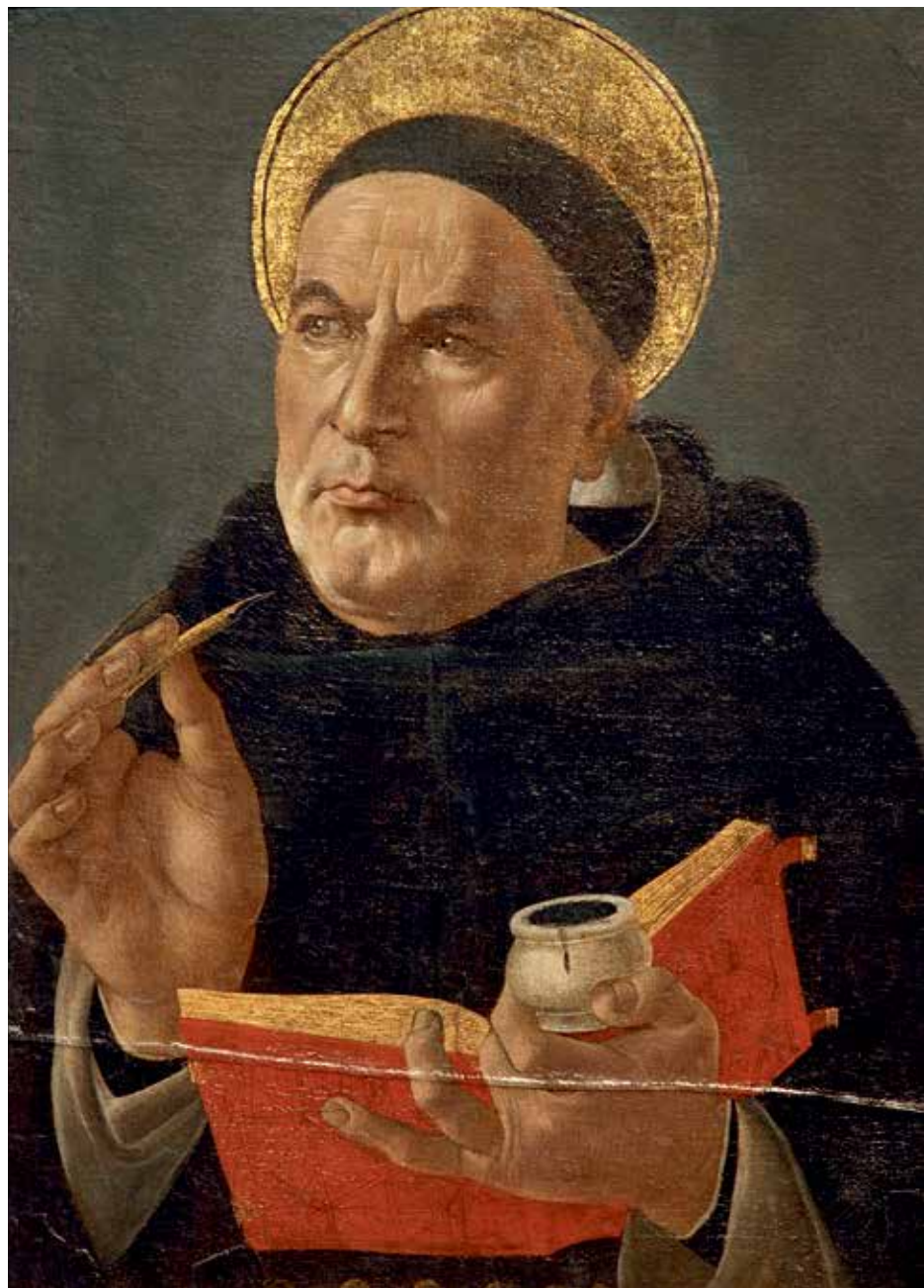
Ähnlich wie Kant hat schon Thomas von Aquin die Auffassung vertreten, dass Glaube (*fides*) eine Mittelstellung zwischen Wissen (*scientia*) und bloßer Meinung (*opinio*) einnimmt. In einer Hinsicht ähnelt der Glaube mehr dem Wissen, in einer anderen der Meinung. Wenn wir etwas wissen, haben wir eine Einsicht in zwingende Gründe; im Fall von Wissen erfolgt unsere Zustimmung zu einer bestimmten Aussage zwangsläufig. Wenn wir die objektiven Gründe für eine Überzeugung wirklich eingesehen und als gültig anerkannt haben, ist das Fürwahrhalten dieser Überzeugung alternativlos. Der Glaube hat mit dem Wissen diesen Aspekt der festen und sicheren Zustimmung gemein. Andererseits muss es sich beim Glauben um

einen freien, nicht durch Beweise erzwungenen Akt handeln. Glauben kann sich also nicht auf zwingende Gründe stützen. Auch die bloße Meinung unterscheidet sich vom Wissen durch die Abwesenheit zwingender Gründe und ein größeres Maß an Freiheit in der intellektuellen Zustimmung. Im Unterschied zum Glauben ist die Meinung aber unsicher und instabil; wer etwas nur meint, rechnet mit der Möglichkeit, dass die entgegengesetzte Meinung wahr sein könnte. Er wäre daher nicht bereit, für eine bloße Meinung etwas ernsthaft aufs Spiel zu setzen.

Pascal: Glauben als tragbares Risiko

Blaise Pascal (1623–1662) hat das Motiv der Wette explizit auf den religiösen Glauben bezogen. Der versierte Mathematiker arbeitete mit dem Modell einer Abwägung von Chancen und Risiken der Wette auf Gottes Existenz. Im irdischen Leben nicht auf die Existenz Gottes zu setzen und dann am Ende zu erfahren, dass es ihn doch gibt, birgt ihm zufolge das hohe Risiko der ewigen Verdammnis. Die Enttäuschung, auf Gott zu setzen und dann zu erfahren, dass er nicht existiert, stellt im Vergleich dazu ein eher geringes und tragbares Risiko dar. Pascal wurde oft missverstanden. Sein wahrscheinlichkeitstheoretisches Argument ist nicht der Versuch, die Existenz Gottes positiv zu beweisen. Es soll nur verdeutlichen, dass es nicht irrational wäre, auf Gottes Existenz zu setzen, weil die »Gewinnchancen« im Vergleich zu den Risiken größer erscheinen. Die Abwägung von Chancen und Risiken allein reicht aber noch nicht aus, um sich auf den Glauben an Gottes Existenz festzulegen. Das Wissen um eine günstige Quote allein motiviert noch nicht, das Wagnis eines Wetteinsatzes einzugehen. Dafür braucht es noch andere Gründe. Mit seinem Bild der Wette wollte Pascal vor allem zeigen, dass Unglaube nicht aus objektiven Gründen entspringt, sondern aus subjektiven Gründen wie Angst vor Täuschung oder intellektuellem Hochmut.

Wenn wir den explizit religiösen Glauben als einen Fall jener Überzeugungen verstehen, für die es subjektive, aber keine objektiven Gründe gibt, so ist der Glaube seiner Form nach von bloßer Meinung genauso unterschieden wie von Wissen. Neben dieser formalen gibt es aber auch eine inhaltliche Abgrenzung der Bereiche von religiösem Glauben und Wissen. So gibt es bei Thomas von Aquin Aussagen über Gott, die von der menschlichen Vernunft demonstriert werden können, und solche, die nicht vernünftig bewiesen werden können. Zur ersten Sorte gehören Aussagen wie »Gott existiert«, »Gott ist gut«, »Gott hat die Welt erschaffen«. Die Wahrheit dieser Aussagen kann mit Mitteln der Vernunft eingesehen werden; sie stellen also eine



Form von Wissen dar. Daneben gibt es zahlreiche Aussagen über Gott, die nicht mit den Mitteln der natürlichen Vernunft eingesehen werden können. Die Aussage etwa, dass Gott dreifaltig ist, kann mit Mitteln der Vernunft allein weder bewiesen noch widerlegt werden. Reine Glaubensaussagen sind kein Wissen; da sie andererseits nicht vernünftig widerlegt werden können, stellen sie auch keinen wahnhaften und ungerechtfertigten Aberglauben dar.

Wissen und Glauben sind der Religion immanent

Diese Grenzlinie zwischen Inhalten, die man wissen und solchen, die man nur glauben kann, verläuft bis in die frühe Moderne mitten durch das Gebiet der Religion hindurch. Die Unterscheidung zwischen Glauben und Wissen ist

Ähnlich wie später Kant hat schon der Philosoph und Theologe Thomas von Aquin (1225–1274) die Auffassung vertreten, dass der Glaube zwischen Wissen und Meinen angesiedelt sei.



Eines ist sicher: Wer hier Antwort B auswählt, liegt falsch. Bei »Wer-wird-Millionär?«-Moderator Günther Jauch, der auch mal Sportmoderator war, darf man davon ausgehen, dass er um den Sieg der Deutschen 1974 im eigenen Land wissen müsste und dass sich seine Antwort somit auf gute Gründe stützen kann. Wissen Sie, welche Antwort die richtige ist? Oder meinen Sie es nur zu wissen?

nicht identisch mit der Trennung der Bereiche von Religion und Wissenschaft, sondern besteht in der Unterscheidung zwischen göttlicher Offenbarung und menschlicher Vernunft. Erst in dem Maße, in dem sich die Idee auflöst, dass Offenbarung – die Mitteilung Gottes an den Menschen – und die vernünftige Einsicht des Menschen aus eigener Kraft einander als gleichberechtigte Quellen religiöser Überzeugungen ergänzen, werden Glauben und Wissen zu unvereinbaren Gegensätzen.

Angesichts der wachsenden Autonomie von Vernunft und Erfahrungswissen auf der einen Seite verselbstständigt sich auch der Begriff der »Offenbarung«. Die Ursache hierfür ist einer-

seits der Aufstieg der modernen Wissenschaften mit ihrem Erfahrungsbezug und ihrem Ideal der experimentellen Methodik, andererseits die Reformation mit ihrer Berufung auf die Heilsexklusivität von Glaube und Gnade gegenüber Vernunft und menschlicher Tätigkeit. Der religiöse Glaube erscheint nun zunehmend als eine Art von Überzeugung, die der wissenschaftlichen Erkenntnis entgegengesetzt ist. Glaube steht unter Verdacht, ein Fürwahrhalten ungeprüfter und unüberprüfbarer Ansprüche zu sein, das sich einer fremden Autorität unterwirft. Die Wissenschaft erscheint dagegen als Modell einer rationalen und aufgeklärten Lebensführung.

AUF DEN PUNKT GEBRACHT

- Seit Platon ist Wissen definiert als »wahre, gerechtfertigte Überzeugung«.
- Glauben ist im Gegensatz zum bloßen Meinen mit einem tief sitzenden Gefühl der Gewissheit verbunden.
- Bis in die frühe Moderne vereinte Religion ganz selbstverständlich Bereiche des Glaubens und des Wissens.
- Wissen und Glauben nicht als Gegensätze zu sehen, könnte auch ein Ansatz sein, gegen die Vertrauenskrise der Wissenschaft anzugehen.

Clifford: Glauben erfordert Belege

Besonders eindrücklich hat dies der britische Gelehrte William Kingdon Clifford in seinem Essay »The Ethics of Belief« zum Ausdruck gebracht. In den 60er Jahren des 19. Jahrhunderts, auf dem Höhepunkt des Eisen- und Dampfschiffbaus, der Großbritanniens Rolle als führende Weltmacht sicherte, erzählt Clifford die Geschichte eines Reeders. Dieser lässt ein Schiff auslaufen, von dessen Seetauglichkeit er selbst nicht überzeugt ist. Er trägt somit die Schuld am folgenden Untergang des Schiffes und am Tod vieler Passagiere. Vor dem Hintergrund dieses Gleichnisses formuliert Clifford den Kernsatz seiner »Ethik des Glaubens«. Danach ist es immer, überall und für jeden falsch, etwas auf der Basis unzureichender Belege zu glauben. Das Erwerben und Vertreten von Überzeugungen wird von Clifford als eine

Art intellektueller Handlung verstanden; als Handlungen unterstehen Überzeugungen der allgemeinen moralischen Pflicht, sie gegenüber allen Betroffenen zu rechtfertigen. Maßgebend für diese Auffassung ist Cliffords Konzeption einer »Ethik von Überzeugungen«. Eine Person, die unbegründete Überzeugungen vertritt oder sich aneignet, verletzt also ihre intellektuellen Pflichten, sich und anderen Rechenschaft für ihre Taten zu geben. Ausgehend von der im englischen Original verwendeten Bezeichnung für das Wort Beleg, nämlich »evidence«, hat sich in der Religionsphilosophie und Theologie der vergangenen Jahrzehnte der Name »evidentialistische Herausforderung« eingebürgert. Er bezeichnet die Herausforderung, die Cliffords Kriterium für den explizit religiösen Glauben darstellt.

James: Glauben als Sache des Gefühls

William James, prominenter Vertreter des amerikanischen Pragmatismus, hat Clifford energisch widersprochen. In seiner Schrift »The Will to Believe« (1897) spricht James eigentlich weniger vom Willen als vom Recht, zu glauben. Ziel seines Essays ist der Nachweis, dass religiöse Überzeugungen auch dann gerechtfertigt sein können, wenn sie nicht die strengen Kriterien des Evidentialismus erfüllen. James' Ausgangspunkt bildet die Überlegung, dass religiöse Überzeugungen wie wissenschaftliche Hypothesen zu betrachten seien. Unter einer Hypothese versteht James nämlich alles, »was mit dem Anspruch geglaubt zu werden, an uns herantritt«. Wenn wir nun eine Überzeugung bilden, treffen wir immer eine Entscheidung zwischen mehreren Hypothesen. Eine solche Entscheidung nennt James Option. Eine echte, wahre Option ist nach James nur diejenige, die lebendig, unumgänglich und bedeutungsvoll für uns ist. Um eine solche lebendige Option zu treffen, sind wir nach James berechtigt, in bestimmten Fällen auch ohne ausreichende Belege zu glauben, und zwar dann, wenn a) viel auf dem Spiel steht, b) die verfügbaren Belege kein eindeutiges Ergebnis liefern und wenn man c) nicht auf weitere Belege warten kann, weil es keine Belege gibt, die den Streit entscheiden könnten oder weil das Warten selbst bereits eine Entscheidung darstellt. In diesen Fällen ist es legitim, unserem Gefühl zu trauen. James macht darauf aufmerksam, dass der Geltungsanspruch religiöser Überzeugungen nicht vollständig losgelöst werden kann von der Frage nach der Lebendigkeit religiöser Erfahrung. James betrachtete nämlich das Gefühl als die tiefere Quelle der Religion. Philosophisch und theologisch formulierte Inhalte hielt James dagegen für sekundäre Produkte. Die »logische Vernunft«, so James, »erweitert und definiert unseren Glauben, sie verleiht ihm Würde, Worte,

Plausibilität. Aber sie ist kaum in der Lage, ihn hervorzubringen, ja, sie kann ihn nicht einmal schützen«. (James, S. 431)

Vertrauen gegen Fake News

Aus James' Verständnis von Glauben als lebendiger Option ließe sich durchaus lernen, wie dem wachsenden Misstrauen gegenüber der Wissenschaft als Leitbild intellektueller Verantwortung begegnet werden könnte. Dem Aufstieg von Verschwörungstheorien und dem verbotenen Rückzug in die gefilterten Blasen der eigenen Meinung ist jedenfalls mit Evidenzen und Belegen allein nicht beizukommen. Wissenschaftliche Erklärungen, Presseberichte und politische Entscheidungen sind im Sinne von James sekundäre Produkte, denn »das Empfinden hat gegenüber dem Denken immer ein Plus«. Noch so ausgefuchste und gut begründete Argumente können das Vertrauen nicht wiederherstellen, das jene Institutionen verloren haben, die Wissen produzieren. Ein solches Vertrauen kann die argumentierende Vernunft James zufolge weder erzeugen noch beschützen. Das Vertrauen, in ein Flugzeug einzusteigen, wird nicht durch bloßes Faktenwissen generiert. Es hilft nur die wirkliche tragende, gemeinsam geteilte Erfahrung, dass Vertrauen gegenüber dem Misstrauen die attraktivere, die lebendige Option darstellt. ●



Der Autor

Thomas M. Schmidt, 58, ist Professor für Religionsphilosophie am Fachbereich Katholische Theologie und kooptierter Professor am Institut für Philosophie. Im Oktober 2018 wird er das Amt des Dekans im Fachbereich Katholische Theologie übernehmen. Schmidt ist zudem Principal Investigator des Exzellenzclusters »Die Herausbildung normativer Ordnungen« und stellvertretender Sprecher des DFG-Graduiertenkollegs »Theologie als Wissenschaft«. Zu seinen Arbeitsschwerpunkten gehören Religionsphilosophie, Politische Philosophie, Diskurstheorie und Deutscher Idealismus.

t.schmidt@em.uni-frankfurt.de

Literatur

W. K. Clifford: »The Ethics of Belief«, in: ders., Lectures and Essays, London 1879, 354 ff.

William James: Die Vielfalt religiöser Erfahrung, Frankfurt a. M./Leipzig, 1997.